

ANGELA BROWN

Die Tage, die bleiben



GOLDMANN

Angela Brown

Die Tage, die bleiben

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Sonja Rebernik-Heidegger*

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»*Olivia Strauss Is Running Out Of Time*« bei Little A, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Dataminings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2024

Copyright © 2024 by Angela Brown

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © FinePic®, München

Redaktion: Regina Carstensen

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20672-8

www.goldmann-verlag.de

*Für Hadley, die mich dazu ermutigt hat, endlich anzufangen.
Und für August, der mich dazu ermutigt hat, es endlich zu
beenden.*

Das sind die Tage, die dir passieren müssen ...

Walt Whitman »Song of the Open Road«

Es wird Zeit geben, es wird Zeit sein ...

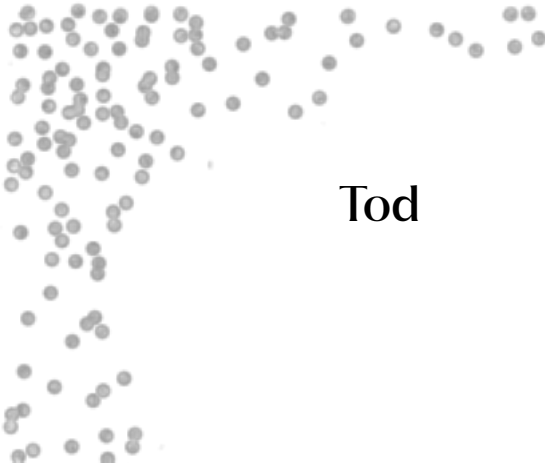
T. S. Eliot »The Love Song of J. Alfred Prufrock«

Das Problem ist, dass es niemand weiß. Oder jeder. Aber nicht, wann, wie und wer. Vielleicht morgen. Oder nächstes Jahr. In einhundert Jahren. Oder nie! Na ja, nicht *nie*. Aber manchmal fühlt es sich so an, nicht wahr? *Niemals*. Ich doch nicht. Du doch nicht. Wir doch nicht. Nicht jetzt. Doch nicht jetzt! Wir haben immer noch Zeit. Zeit, um es zu verschieben. Um es noch einmal zu versuchen. Um den Job zu kündigen. Um die Reise zu machen. Um häufiger Sex zu haben. Um zu schlafen. *O Gott*, um zu schlafen. Um die Vitaminpillen zu kaufen. Um die Vitaminpillen zu *nehmen*. Um die guten Schuhe anzuziehen. Um die Zigaretten in den Müll zu werfen. Wie bitte? Na gut. Um die Zigaretten *wirklich* in den Müll zu werfen. Um sich zu entschuldigen. Um sich auf einen Kaffee zu treffen. Um jemandem den Atem zu rauben. Um »Ich liebe dich« zu sagen. Um jemandem einen Gutenachtkuss zu geben. Um »Guten Morgen« zu flüstern. Es gibt genug Zeit. Zeit, um das Leben zu revidieren. Zeit, um es hinauszuschieben. Zeit zu leben. Zeit, sich zu verändern. Zeit, sich zu entfalten. Zeit, es zu beenden. Zeit, etwas auszuprobieren.

Zeit.

Das ist das Problem. Es gibt nie genug davon.

Sie läuft uns davon.



Tod

Eins

Am Abend meines neununddreißigsten Geburtstags – damals, als der ganze Ärger seinen Anfang nahm –, ging ich davon aus, ich hätte noch Jahrzehnte zu leben (mit Betonung auf der Mehrzahl). Klar wurde ich älter, aber ich sah mich immer noch als junge Frau. Nicht *jung* jung. Ich bin ja nicht verrückt. Oder blind. Aber ich konnte durchaus noch ärmellose Shirts tragen (manchmal) und ohne Make-up das Haus verlassen (aber mit Sonnenbrille, die musste immer sein!). Sogar meine erste Mammografie stand noch bevor. Ich bin keine Philosophin, aber es sagt doch viel über eine Frau aus, wenn ihre Brüste noch jung genug sind, um nicht von einem gewaltigen Röntgenapparat zerquetscht zu werden, oder?

Damals auf Suzannes Party war der Tod ein abstrakter Gedanke, wie diese traurigen Geschichten in den Nachrichten, nach denen man sich versichert, dass so etwas nur an weit entfernten Orten passiert. Real, aber gleichzeitig auch wieder nicht. Der Tod war – so hatte ich beschlossen – eine Regel, die alle anderen zu befolgen hatten. Etwas, das so weit in der Zukunft lag, dass es akzeptabel – ja sogar logisch – war, jeden ernsthaften Gedanken daran zu verdrängen. Wie an die nächste Steuererklärung.

Dieser Meinung war ich zumindest so lange, bis diese braune Aktenmappe (möge sie der Teufel holen!) den Weg in meine Hände fand. Denn sobald ich den Inhalt gesehen hatte, konnte ich ihn nicht mehr vergessen. Die Ziffern zwangen mich zu akzeptieren, dass die Regeln tatsächlich auch für mich gelten und

meine Zeit auf diesem Planeten auf jeden Fall zwangsläufig ein Ende finden würde. Und wohl oder übel wusste ich dank dieser bescheuerten Mappe auch ganz genau, *wann* es so weit sein würde.

Nicht dass Sie mich falsch verstehen. Ich bin nicht krank. Ich gehe nicht davon aus, dass man mir zu Ehren in nächster Zeit Wohltätigkeitsläufe organisieren oder Spenden-Websites erstellen wird. Als ich an jenem Abend die einzelne pinkfarbene Kerze auf meinem Cupcake auspustete, war ich im Großen und Ganzen gesund. Ich rauchte nicht (zumindest nicht regelmäßig). Ich trank nicht (definieren Sie »regelmäßig«). Die wichtigsten medizinischen Abkürzungen (BMI, RR) waren im Normbereich.

Außerdem war ich keine Idiotin. Ich machte keine dämlichen Sachen und legte zum Beispiel immer meinen Sicherheitsgurt an. Okay, ich machte nicht so viel Sport, wie ich sollte (also gar keinen). Und im Laufe der Jahre hatte ich viel zu viel Sonne abbekommen (aber ich litt zumindest nicht unter Vitamin-D-Mangel!). Die Artikel über Parabene habe ich allerdings nie wirklich ernst genommen. Ich bin deshalb aber keine Ignorantin. Ich will mich nur nicht mit Kokos- und Cashewnüssen waschen. Shampoo aus Studentenfutter? Ich weiß nicht. Vielleicht liegt es auch nur an mir.

Schuld war einzig und allein Marian. Marian ist meine beste Freundin. Wir haben uns vor einer Trilliarde Jahren bei einer Dichterlesung während unseres ersten Semesters an der NYU, der Universität von New York, kennengelernt. Wir waren im Prinzip Babys, denen jemand die Schlüssel fürs Studentenwohnheim in die Hände gedrückt hatte. Marian saß während der Lesung neben mir. Sie trug das T-Shirt einer Band, von der ich – uncool, wie ich war – noch nie gehört hatte, und hatte reihenweise Vintage-Ketten um den Hals, die sie total boho wirken ließen, während ich damit wie ein Clown ausgesehen hätte. Wir hatten

noch kein einziges Wort gewechselt, da wusste ich bereits, dass sie zu den seltenen Menschen gehörte, die cool geboren wurden und auch für alle Ewigkeit cool blieben. Marian würde sich nie im Leben einen Minivan kaufen. Und sie würde nie ein Haushaltsgerät besitzen, das man als »praktisch« bezeichnet. Manche Leute sind einfach so.

»Willst du abhauen?«, flüsterte sie mir zu, während um uns herum Gedichtfetzen wie Motten durch die Luft flatterten. Ich konnte nicht glauben, dass sie mit mir redete. »Ich kenne eine Bar in der Second Avenue, in der sie die Ausweise nicht kontrollieren.« Ich weiß, es klingt verrückt, aber ich glaube, ich wusste schon an diesem ersten Abend, dass wir bis in alle Ewigkeit befreundet sein würden.

Wenige Wochen nach der Dichterlesung trafen wir Andrew, der irgendwann mein Freund und später mein Ehemann wurde. Wir waren in einer Kneipe, in der es Pabst Blue Ribbon – das beste Bier, das wir uns damals vorstellen konnten – in Eimern gab. Ich hatte nicht den Mut, ihn anzusprechen. Also ließ Marian mich mein Bier auf ex trinken, nahm meine Hand, zog mich durch die Menge und brachte mich dazu, ein Gespräch zu beginnen. Andrew lachte bloß kopfschüttelnd, dann bot er uns beiden ein Bier aus seinem Alu-Eimer an. Nach einigem sinnlosen Bar-Gelaber erkannten wir, dass wir uns für dieselbe Schreibwerkstatt angemeldet hatten. Andrew drückte uns noch ein Bier in die Hand. Von da an waren wir drei unzertrennlich.

Aber ich schweife ab. Ich glaube, ich wollte nur, dass Sie wissen, dass ein Teil von mir früher mal dachte, ich wäre unbesiegbare. Genau wie alle, die ich liebe. Wobei es bis zu einem gewissen Grad wohl jedem so ergeht, oder? Das ist keine Todsünde. Ich bin bloß ein Mensch. Ein Mensch, der sterben kann. Und der – wie sich herausgestellt hat – auch sterben *wird*.

Na also. Jetzt habe ich es zugegeben.

Das Problem ist, dass es so viele Arten gibt. Da wären zunächst die offensichtlichen Ursachen, wie Krankheiten, verpfuschte Operationen und Autounfälle. Aber es gibt auch weniger nahe-liegende Gründe. Man kann über einen Wäschekorb stolpern oder die Treppe hinunterstürzen und genau im falschen Winkel aufkommen. Man kann sich den Finger an einem Blatt Papier schneiden und eine tödliche Blutvergiftung erleiden. Oder man wird am Strand von einem herumfliegenden Sonnenschirm auf-gespießt. Gerade noch cremt man sich ein, und im nächsten Au-genblick ... Sayonara! Wenn man erst einmal darüber nachdenkt, erkennt man schnell, dass alles im Leben ein potenzielles Risiko darstellt.

Und genau mit dieser Erkenntnis beginnt diese Geschichte. Denn letzten Endes war nicht das Sterben an sich mein Problem. Es ging, wie sich herausstellte, vor allem um das *Wie*.

Zwei

Am Anfang stand eine Liste.

Ich schrieb schon mein ganzes Erwachsenenleben lang Listen. Sie gaben mir das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Als könnte ich jede irdische Katastrophe bewältigen, solange ich die Lösung in einer Liste mit genügend Aufzählungspunkten ver-packte. Im Laufe der Jahre schrieb ich Einkaufslisten, Listen mit täglichen Mahlzeiten, Listen mit wichtigen Terminen (es kommt darauf an, sie auch tatsächlich *wahrzunehmen*) und Listen mit möglichen Date-Abenden, Familienabenden und Büchern, die

ich an Abenden lesen wollte, an denen ich Zeit für mich hatte (ha!).

Natürlich ließ die ursprüngliche Begeisterung, die ich beim Schreiben der Listen empfand, schnell nach (aus »Ich werde das durchziehen!« wurde schnell ein »Na ja, vielleicht, wenn nichts im Fernsehen läuft«), und schon kurz darauf waren sie vergessen. Trotzdem wiederholte sich der Kreislauf. Jedes Mal, wenn in meinem Leben etwas außer Reichweite schien, griff ich mit großer Wahrscheinlichkeit zu Papier und Bleistift. Bis vor ein paar Monaten hätten Sie in meiner Handtasche und in meinen Schreibtischschubladen Dutzende zerknitterte Listen gefunden.

Es gab jedoch eine Liste, die niemals zerknitterte, und das war meine jährliche Geburtstagsliste, die ich in einem kleinen rosa-farbenen Notizbuch notierte, das ich in meinem Nachttisch aufbewahrte. Ich hatte Anfang zwanzig damit begonnen. Seit damals holte ich das Notizbuch jedes Jahr am Abend vor meinem Geburtstag heraus und schrieb eine Liste mit Dingen, die ich im kommenden Lebensjahr an mir und meinem Leben ändern wollte. Es sollte der Motivation dienen. Ein neues Jahr. Eine neue Seite. Sie verstehen, was ich meine. Der Titel entsprach immer meinem bevorstehenden Alter – »Jahr siebenundzwanzig« zum Beispiel – und wurde mit einer klaren, zackigen Linie unterstrichen.

Es ist seltsam, ein derartiges Abbild seiner selbst zu haben. Die Möglichkeit, im Leben zurückzublättern und sich zu erinnern, wie bedeutungsvoll so viele unbedeutende Dinge mir einst erschienen. So war ein Ziel für das *Jahr zweiundzwanzig* zum Beispiel: »In jeder Bar in Manhattan einen Shot trinken!« (Was unmöglich ist, wenn man bedenkt, wie viele Bars jede Woche schließen und neu eröffnet werden – obwohl ich es natürlich versucht habe.) Und im *Jahr dreiundzwanzig* hieß es: »Etwas Außergewöhnliches mit meinen Haaren anstellen! (Blond? Pink? Alles

außer braun!))« Es war auf jeden Fall ein sehr denkwürdiger Augenblick in meinem Leben.

Im Laufe der Jahre kristallisierten sich allerdings neue, bedeutendere Trends heraus, was meine Geburtstagslisten betraf. Erstens wurden sie länger (vermutlich ein schlechtes Zeichen). Und zweitens schrieb ich langsam Jahr für Jahr dieselben Punkte nieder (auf jeden Fall ein schlechtes Zeichen). Im Nachhinein wäre ein zweites Notizbuch, in dem ich alle Ausreden notierte, vielleicht keine schlechte Idee gewesen. Trotzdem ging mir der Anblick der unerfüllten Punkte des letzten Jahres nie wirklich nahe. Und falls doch, dann musste ich nur weiter zu den vielen leeren Seiten blättern, die noch auf mich warteten. Fein säuberliche, rechteckige Erinnerungen an die vielen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge, die hinter dem Horizont auf mich warteten. An die Zeit, die sich vor mir ausbreitete und in der ich mich Tagträumen hingeben, Dinge aufschieben und mein Leben in Listen planen konnte, ohne es tatsächlich zu leben.

Das war also die innerliche Verfassung, in der ich mich letztes Jahr befand, als das ganze Debakel – angefangen bei der braunen Aktenmappe über Marian und die alberne Party bis hin zu den Flamingos (ja, ich meine hier die tropischen Vögel, aber dazu komme ich noch) – passierte.

Es begann an einem Abend im Juni. Ich saß auf der Bettkante, trug noch immer meine Arbeitsklamotten und hatte nur noch wenige Minuten, bis ich wieder zur Tür hinausmusste. Ich hatte es immer eilig. Ganz egal, was ich vorhatte, da war ständig das Gefühl, als gäbe es noch etwas anderes, Wichtigeres. Jedenfalls war das der Moment, in dem ich das vertraute rosafarbene Notizbuch hervorholte, eine neue Seite aufschlug und mir sagte, dass ich genau zwei Minuten hatte, um meine Ziele für das bevorstehende Jahr zu notieren. Sehr durchdacht, ich weiß.

Kochen lernen (nicht nur Rezepte aus diversen Magazinen sammeln). Sport machen (Erinnerung: Es ist nur Sport, wenn man dabei ins Schwitzen kommt). Aufhören, auf der Veranda zu rauchen (Ich meine, ernsthaft: Wie alt bist du?). Sich nicht mehr hetzen. Nicht mehr fluchen (Tommy kann dich hören!). Nicht mehr alles aufschieben. Den Job kündigen. Wieder mit dem Schreiben anfangen. Den Tisch reparieren, um wie ein Erwachsener zu essen. Jeden Abend vor dem Schlafengehen ein neues Gedicht lesen. Öfter mit Andrew ausgehen. Öfter mit Tommy spielen. Mehr auf dich selbst achten. Die Wäsche bügeln (nicht nur die Vorderseite, du wurdest durchschaut). Einen echten Familienurlaub planen (Cocktails mit kleinen Papierschirmchen!). Das Haus aufräumen (aufhören, in einem riesigen Spielzimmer zu leben). Mehr lachen. Garten? Eine Atemübungs-App herunterladen.

Wie jedes Jahr machte ich mir auch dieses Mal keine Gedanken darüber, wie ich die Dinge, die ich aufgelistet hatte, erreichen wollte. Stattdessen betrachtete ich die Seite so lange, bis ich überzeugt war, dass ich einen Weg finden würde, jeden Punkt abzuhaken, auch wenn ich es in der Vergangenheit kein einziges Mal geschafft hatte.

Aber das ist diese eine Sache an Geburtstagen, die mir erst vor Kurzem so richtig bewusst geworden ist. Es geht nicht um die Geschenke und die Luftschlangen. Nicht um die Partys, die Fotos und die kleinen pastellfarbenen Kerzen auf der Torte. Es geht um diesen kurzen Hoffnungsschimmer. Einen Tag lang können wir die Tür hinter unseren Fehlern verschließen und uns an die falsche Vorstellung klammern, dass wir uns ein wenig weiser ins nächste Jahr stürzen werden. Wir wünschen uns etwas. Wir

pusteten die Kerzen aus. Wir sagen uns, dass das kommende Jahr *unser* Jahr werden wird.

Nachdem ich lange genug auf die Liste gestarrt hatte, ließ ich das Notizbuch wieder in meinem Nachttisch verschwinden. Ich schlüpfte in meine Jeans und das am wenigsten zerknitterte Ober-
teil, das ich finden konnte, fasste meine langen mausbraunen Haare zu einem unordentlichen Knoten zusammen und setzte meine Schildpattbrille auf. Was soll ich sagen? Dieser abgekämpfte Look à la Bridget Jones war nun mal mein Stil. Ich eilte hinaus auf den Flur und die Treppe nach unten, wo sich einer von Tommys Legosteinen in meinen nackten Fuß bohrte.

»Scheeeiiiße!«, brüllte ich so laut, dass mich die ganze Nachbarschaft hören konnte.

»Das haben wir gehört!«, rief Andrew von unten.

»Mama muss Geld in die Fluch-Sparkasse werfen!«, quiekte Tommy.

»Tut mir leid!«, rief ich und zog das rote Plastikding aus meinem schmerzenden Fuß und ließ es zu Boden fallen. Ich versuchte nicht darüber nachzudenken, dass ich nur wenige Sekunden gebraucht hatte, um den ersten Punkt meiner Liste zu verwerfen. Okay. Eigentlich waren es sogar zwei.

Morgen, sagte ich mir. *Ich fange morgen mit der Verwirklichung der Vorsätze an.* Ich hastete weiter und sprang dabei über einen Berg Spielzeugautos. *Aber verdammt noch mal nicht heute.*

Immerhin war ich – wie üblich – spät dran.

»Mama! Sieh nur! Daddy ist ein Pony!«

Ich kam mit schmerzhaft pochendem Fuß unten an und schlug mich strategisch durch den Hindernisparcours aus Spielzeug, ungefalteter Wäsche und Sofakissen, den meine Familie auf den Boden verteilt hatte. Tommy, dessen Gesicht hinter einer Super-

heldenmaske verborgen war, ritt auf Andrews Rücken durchs Wohnzimmer. Ich kniff die Augen zusammen und betrachtete seine Aufmachung genauer. »Verwendest du eines meiner Arbeitskleider als Umhang?«

Tommys Augen wurden groß wie Untertassen, dann schlug er seinem Vater die Hacken in die Hüften. »Hü!«, schrie er. »Die Schurkin ist uns dicht auf den Fersen!«

»Hi, Schatz.« Andrew galoppierte über den Holzboden. »Wenn das Spiel noch länger so weitergeht, brauche ich ein Eisbad.«

»Das klingt, als würde einer von uns langsam alt werden.« Ich drehte meine Handtasche um, sodass Tommys Spielzeuge und Snacks herausfielen und einen riesigen Haufen bildeten. Dann klimperte ich mit den Wimpern. »Du hast Glück, dass das nicht ich bin.« Ich holte die Vorspeisenplatte aus dem Kühlschrank, die ich vorhin eilig zusammengestellt hatte.

»Du siehst hübsch aus.« Andrew stemmte sich vom Boden hoch. »Neues Oberteil?«

»Oh, ähm ...« Wenn mir jemand Komplimente machte, wurde ich wieder zum unbeholfenen Teenager. Ich kratzte etwas eingetrocknetes Play-Doh von meiner Bluse. »Eigentlich nicht.«

Andrew grinste und tat, als würde er nicht bemerken, wie ich die Knete vom Fingernagel schnippte.

»Übrigens, die Praxis von Dr. White hat angerufen. Irgendwas wegen deinem Blutbild.« Andrew streckte sich und zog sein mottenzerfressenes Lieblingsshirt zurecht. Abgesehen von den kleinen Fältchen um die Augen hatte er sich seinen jungenhaften Charme erhalten, der mich am College so in den Bann gezogen hatte. »Glaube ich.«

»Vampire!«, schrie Tommy in die Welt hinaus.

»Tut mir leid, Kleiner. Keine Vampire.« Ich wandte mich an Andrew. »Ich hatte mal wieder Damenbesuch.« So nannte ich

meinen jährlichen Termin beim Gynäkologen. Was meinen Körper betraf, war ich immer noch eine schambehaftete Heranwachsende. »Wahrscheinlich haben sie meine Laborergebnisse bekommen.« Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf Tommy. »Hey, Kumpel.« Ein abtrünniges Spielzeug schoss durch die Luft. »Zieh das Kleid von mir aus oder das Cape oder was auch immer und wirf es in den Wäschekorb, okay?«

»Geht nicht«, erwiderte Tommy rundheraus.

»Warum nicht?« Ich suchte in den Schubladen nach Frischhaltefolie.

»Weil ich ein Superheldenastronautencowboy bin«, erklärte er mit ernstem Gesicht.

Ich mühte mich mit der Folie ab. »Und wie lange bleibst du ein Superheldenastronautencowboy?«

»Mindestens bis morgen früh«, verkündete er. »Vielleicht auch länger.«

Ich stieg über eine gewaltige Snackpackung, die ich neulich im Großmarkt gekauft und immer noch nicht verstaubt hatte. »Na gut.« Ich wickelte die Vorspeisenplatte in die Folie und drückte die Kühlschranktür mit dem Hintern zu. »Du hast bis zum Frühstück Zeit.«

Tommy schob die Maske nach oben, sodass seine weichen blonden Haare wie Stacheln vom Kopf abstanden. »Mama, wo willst du hin? Heute ist Pizza-Abend. Den magst du doch so gern.« Essen, das in einem Karton geliefert wird. Was soll ich dazu noch sagen? »Ich habe schon den Tisch gedeckt.« Tommy deutete auf drei Bastelpapierbogen, die er auf dem Tisch ausgelegt hatte. Andrew und ich wechselten einen Blick. »Und ich habe Blumen gepflückt«, verkündete er und machte uns auf ein Wasserglas mit verwelktem Löwenzahn aufmerksam.

Ich biss mir auf die Lippen. Sie war noch fettig vom Lippen-

balsam, meinem zuverlässigsten Beauty-Produkt. »Trotzdem ist der Tisch noch immer eine Katastrophe.« Ich deutete mit dem Kopf auf das Holzbein, das ich mit Luftpolsterfolie umwickelt und mit Klebeband fixiert hatte. Das war dann wohl Punkt Nummer vier. Es hatte vor ein paar Wochen nachgegeben, nachdem ich mehrere Einkaufskartons auf der Tischplatte gestapelt hatte. Genau wie ich schien der Tisch die Last unseres Lebens kaum noch tragen zu können. »Aber du hast das wirklich hübsch dekoriert.« Ich wandte mich an Andrew und hauchte ihm ein *Wir reparieren das nächste Woche* zu, obwohl wir wohl beide wussten, dass das Tischbein noch wochenlang, vielleicht sogar monatelang kaputt sein würde.

Tommy schlang die Arme um meine Hüfte. »Warum musst du weg?«

Ich verwuschelte ihm die Haare. »Weil eine unserer Nachbarinnen eine Party für die Mommys schmeißt ...«

»Eine Party!«, kreischte Tommy. »Aber morgen ist doch Schule!«

Die Moms der Nachbarschaft trafen sich ausschließlich unter der Woche. Die Wochenenden waren zu vollgestopft mit Erledigungen und Aufgaben, die wir zur Vorbereitung auf die nächste Woche geschafft haben mussten.

»Gibt es Kuchen?«, fragte Tommy.

Verdammt. Daran hatte ich gar nicht gedacht. »Hoffentlich nicht«, murmelte ich.

»Ich will mitkommen!«, quengelte er.

»Glaub mir, das willst du nicht.« Ich drückte ihn. »Das will niemand.«

Andrew ließ die Hüften kreisen, als würde er mit einem unsichtbaren Hula-Hoop tanzen, dann gab er mir einen Kuss. »Mama muss Fußlotion in Mrs Johnsons Küche kaufen.«

Tommy verzog das Gesicht. »Warum kauft Mama Fußlotion in einer Küche?« Er kicherte wie verrückt, als sei allein die Vorstellung, Beauty-Produkte neben einer Schale Bananen zu erstecken, das Witzigste, was er je gehört hatte. »Die kauft man in einem *Laden*, das weiß doch jeder.«

Da hatte Tommy recht. Doch unsere Nachbarinnen sahen das anders. Alle paar Monate trafen sich die Frauen der Ferndale Lane an einer der Kücheninseln ihrer Häuser, um sich Beauty-Produkte anzusehen, die niemand wollte, aber alle Anwesenden zwingend erwerben mussten. Mittlerweile wusste ich, dass die Partys eine Art waren, wie Vorstadtfrauen ihre Midlife-Crisis bewältigten. Sie rasierten sich nicht die Köpfe oder gönnten sich unpraktische Wandschränke wie normale Menschen, sondern verschrieben sich Pyramidensystemen und verhielten sich, als wäre der Verkauf von Lippenstiften ihre größte Leidenschaft. Es war ein echtes Problem.

»Warum musst du da hin?«, fragte Tommy.

»Weil sonst jeder in der Nachbarschaft den ganzen Abend darüber spekuliert, warum ich nicht da bin«, erklärte ich ihm.

Tommy warf einen Gummiball über dem Kopf in die Luft. »Was bedeutet spek-ti-kutieren?«

Ich konnte nicht anders. Ich drückte ihn erneut. Ich liebte ihn und seine Unschuld so sehr. »Wenn man schlecht über jemanden redet, der nicht da ist, um sich zu verteidigen.«

»Aber man soll doch nicht schlecht über seine Freunde sprechen«, bemerkte Tommy.

»Ich weiß, Kumpel.« Ich umfasste sein Kinn und gab ihm einen Kuss. »Erwachsene sind furchtbar. Versprich mir, dass du immer jung bleibst.«

»Nö!«, rief er. »Superheldenastronautencowboys geben keine Versprechen!«

»Na gut.« Ich griff nach meiner Tasche und warf ein paar Münzen in unsere Fluch-Sparkasse – ein riesiges Einmachglas auf der Arbeitsplatte –, bevor ich eilig die Post durchging. *Eine Rechnung. Müll. Noch eine Rechnung. Noch mehr Müll.* Ich hielt bei einem dünnen Briefumschlag inne. *Metrics Literary Magazine, New York.* Ich riss ihn auf. *Sehr geehrte Mrs Strauss, danke für Ihre Unterlagen. Leider ...*

Ich schickte meine Texte seit Jahren – oder sogar Jahrzehnten – an diverse Literaturmagazine. Mittlerweile hatten die großen Verlage den Anstand, die Arbeit von uns Autoren in elektronischer Form abzulehnen, sodass unsere in tausend Scherben zerschlagenen Träume nur im Metaversum existierten. Die kleinen Magazine – von denen niemand außerhalb der akademischen Welt jemals etwas gehört hat – dachten immer noch, es wäre angemessen, uns unser Versagen in Briefform mitzuteilen. Ich weiß auch nicht. Vielleicht gehörte es zum dichterischen Leben, ab und zu das volle Gewicht der Niederlage zu spüren.

Ich zerknüllte den Brief, ehe ihn jemand sah. »Versprecht mir nur eines«, bat ich Tommy und holte meine Schuhe – ein neutrales Paar mit flacher Sohle, das ich schon so lange besaß, dass ich nicht ganz sicher war, ob sie noch in Mode waren – unter einem Berg aus Plastikfiguren hervor. »Spielt bitte nicht im Wohnzimmer Ball, während ich unterwegs bin.«

»Machen wir nicht«, antworteten Mann und Sohn wie aus einem Mund, und ich wusste sofort, dass sie genau das tun würden.

Ich schüttelte den Kopf, warf ihnen beiden einen Kuss zu und öffnete die Tür. Im Augenwinkel sah ich, wie Tommy den Ball mit voller Kraft in Andrews Richtung feuerte. Ich schloss gerade die Tür hinter mir, als ich hörte, wie etwas zerbrach. Aber ich wandte mich nicht um.

Manchmal ist es besser, nicht alles zu wissen.

Drei

»Himmel! Gott sei Dank bist du hier!« Suzannes Tür schwang auf, bevor ich überhaupt klopfen konnte. Eine Flasche Wein steckte unter ihrem Arm wie ein Football. »Vikki erzählt von Peter. *Mal wieder.*«

Hinter Suzannes breiter Veranda waren bereits mehrere durcheinanderklingende Frauenstimmen zu hören. Natürlich war ich die Letzte. »Hallo erst mal.«

Suzanne verdrehte derart die Augen, dass ich Angst hatte, sie nie wieder zu sehen. »Vielleicht sollten wir ihr endlich sagen, dass wir alle wissen, dass ihr Sohn schwul ist«, sagte sie eher zu sich selbst als zu mir. »Es ist die reinste Folter, ihr dabei zuzusehen, wie sie sich abmüht.« Suzanne tat gerne so, als würde sie ein Gespräch führen, dabei redete sie am liebsten laut mit sich selbst. Ihr ganzes Leben war ein endloser Monolog. »Und sie weiß es doch sicher auch, oder? Ich meine, wie kann sie so etwas nicht wissen?« Sie hielt inne und wog ihre Worte ab wie ein wertvolles Gut. »Ach, sei still!«, meinte sie schließlich, obwohl wir beide wussten, dass ich nichts gesagt hatte. »Ich *vergöttere* Peter.« Sie strich ihre schicke Button-down-Bluse glatt. »Du weißt, was ich meine.« Ich stand immer noch mit meiner Vorspeisenplatte vor ihr. Sie warf einen Blick darauf und nickte anerkennend. »Na gut. Du hast recht. Wir können später über Peter reden. Aber es gibt da noch eine Sache, bevor du reingehst.« Suzanne grinste. »Alles Gute zum Geburtstag, Liv.«

Ach ja, das habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt. Das ist die Ironie an dieser ganzen Geschichte. Mein Spitzname ist Liv. Wie das englische Wort »live«. *Leben*. Und trotzdem ...

»Oh. Ja, genau. Danke.« Ich versuchte, meine Bluse glatt zu streichen. »Aber du bist einen Tag zu früh dran.«

»Ich dachte, du hast am Wochenende sicher schon was vor. Außerdem wird die nächste Woche ein verdammt Albtraum.«

Sie hatte recht. In der letzten Schulwoche waren die Kalender prall gefüllt mit einem rauschähnlichen Chaos aus Partys, Picknicks, Schulsporttagen und hektischen Anrufen verzweifelter Eltern, die Lehrer baten, ihren vermaledeiten Kindern doch bessere Noten zu geben. Ich sollte es wissen. Ich arbeite als Lehrerin an der Blakely Highschool, einer dieser noblen Privatschulen mit gusseisernen Toren und Efeu, der sich überall emporrankt.

»Es ist keine große Sache«, erklärte ich. »Neununddreißig ist kein Meilenstein. Ich glaube, es gibt dafür nicht einmal eigene Glückwunschkarten.«

»Kein Meilenstein. *Pffff*. Natürlich ist es das!«

Hinter mir erwachten die Rasensprinkler zum Leben, und ein unverkennbares Klicken erklang, gefolgt von dem dezenten Geruch nach nassem Gras. »Vielleicht nächstes Jahr, wenn ich offiziell über den Berg bin«, meinte ich.

Suzanne verdrehte erneut die Augen. Das war ihre typische Geste. Den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen irgendwo im Schädel verborgen. Nachdem ihre Augen wie die Bilder bei einem Glücksspielautomaten wieder nach unten gerollt waren, hob sie die freie Hand und winkte. »Man sehe sich nur mal diese Schönheit an!«, rief sie, und ich zuckte überrascht zusammen. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass sie mit jemandem hinter mir sprach.

Ich wandte mich um und entdeckte unsere Nachbarin Annie, eine etwas ältere Frau, die ihr Leben für ihre Hortensien gelassen hätte und gerade mit ihrem Hund Jack spazieren ging. Ich winkte Annie höflich zu, auch wenn ich wenig für Jack übrig hatte. Er bellte spätnachts, hinterließ überall seine Haufen und ging mir damit tierisch auf den Sack.

»Dieser Hund geht mir tierisch auf den Sack«, flüsterte Suzanne, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Ich höre ihn jeden Tag bellen, wenn ich meine Runde drehe.« Das war eine weitere Besonderheit in unserer Nachbarschaft. Die Frauen glaubten an ihre täglichen Spaziergänge wie andere Leute an ihren Gott. Ich war mir nur nicht sicher, ob sie auf etwas zuliefen oder vor etwas davon. »Außerdem hat er letzte Woche auf unseren Randstein gekackt.« Suzanne winkte noch immer. »Schönen Abend!«

»Weißt du, was?«, merkte ich an und schob vorsichtig meine Brille zurecht, ohne dass mir die Vorspeisenplatte hinunterfiel. »In Hundejahren gemessen bin ich immer noch jung.«

»Im Moment. Bis du eines Tages aufwachst und so alt bist wie sie.« Suzanne deutete mit dem Kopf in Richtung Annie, die schon fast um die Ecke verschwunden war. »Fühlt es sich nicht so an, als wäre es erst gestern gewesen, dass wir zwanzig waren?« Sie lehnte sich an den Türrahmen. »Wenn das ein Gradmesser ist, sind wir innerhalb eines Wimpernschlags sechzig.«

»Du solltest Motivationscoach werden«, scherzte ich. Mehrere Jugendliche aus der Nachbarschaft zischten auf ihren Fahrrädern vorbei. Vermutlich waren sie auf dem Nachhauseweg. »Da wir gerade von möglichen Karrierewegen sprechen ... hast du in zwischen ...?«

»Nicht jetzt.« Suzanne wischte meine Bemerkung beiseite, ehe ich zu Ende gesprochen hatte. »Darüber will ich heute Abend nicht reden.«

Vor ein paar Tagen hatten wir auf der Schaukel im Garten hinter ihrem Haus Wein getrunken, und Suzanne hatte mir erzählt, dass sie früher, bevor ihr Kleiderschrank von sportlich-legerer Mode überschwemmt wurde, als Designerin bei einem Unternehmen gearbeitet hatte, das Kleidung aus recycelten Limoflaschen herstellte. Ich hatte keine Ahnung gehabt. Ich hatte nie darüber nachgedacht, wer Suzanne gewesen war, bevor wir uns kennengelernt hatten. Erwachsensein ist seltsam. Sobald man ein gewisses Alter erreicht hat, spricht niemand mehr über die Vergangenheit. Ich wusste von den meisten Frauen in meiner Straße nicht einmal, auf welches College sie gegangen waren. Und ihre Mädchennamen kannte ich auch nicht. Jedenfalls hatte Suzanne ihren Job aufgegeben, nachdem sie schwanger geworden war. Sie hatte sich geschworen, irgendwann zurückzukommen. An dem Abend auf der Schaukel hatte sie mir erzählt, dass sie nun endlich bereit dafür war. Sie musste diesen Teil ihrer Persönlichkeit wiederbeleben.

»Zurück zu dir«, sagte sie und rückte die Weinflasche unter dem Arm zurecht. »Ich bin selbst einundvierzig, und ich sage dir eines ...« Sie deutete auf ihre Brüste. »Von nun an geht es bergab.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sehr dezent.«

Ihre Äußerung hing zwischen uns, und während wir schwiegen, fiel mir auf, dass sich die Luft langsam veränderte. Der Frühling ging in den Sommer über. Der Abendwind fühlte sich wärmer an. Am Horizont war noch ein schmaler Lichtstreifen zu erkennen. Andrew und ich waren an einem Abend wie diesem in die Nachbarschaft gezogen. Mein Bauch rund wie eine Kugel, seine Arme schwer von den unzähligen Literaturmagazinen, die er unbedingt mitnehmen wollte. Als Erinnerung an das Leben, das wir hinter uns ließen.